

Fortsetzung von Seite B 1

Schmerz verurteilt, sondern er besitzt die Freiheit zum Schmerz.»

Aber in einer Kunstzeitschrift kam ich mir mit meinen literarischen Interessen und Kenntnissen unterfordert vor. Umso dankbarer war ich, als man für mich die Beilage «Das Wort» gründete – auf andersfarbigem Papier, jeden Monat acht Seiten, keiner Aktualität verpflichtet. Zum ersten Mal hatte ich eine Kolumne: Totalitarismus der Moral, Lektion im Salon, vorweggenommene Literaturkritik, Tempovorschriften für das Lesen von Belletristik. Selbst kaum älter als dreissig, schrieb ich ein «Merkblatt an einen jungen Intellektuellen», aus privatem Anlass – eine Freundschaft war zu Ende gegangen:

«Sie sagen, du habest kein Herz. Da um dich keine Nestwärme strahlt, seist du herzlos. Du berichtigst die Meinung nicht einmal. Du scheinst ihnen sogar recht zu geben; denn du fragst, was das sei, ein Herz, und sie lachen. Aber du legst einen untrüglichen Beweis für dein Herz vor: deinen Intellekt. Die meisten meinen zwar, du habest deinen Intellekt geschärft, weil dir keine andere Gabe bleibt; das Herz habe alle Kraft an deinen Intellekt abgetreten und kümmerge. Wer dich aber beobachtet, weiss, es war nicht der Mangel an Herz, der dich zum Intellekt trieb, sondern ein Herz, das unbelehrbar empfand und rücksichtslos fühlte. Du hattest keine andere Wahl, als dich mit dem Intellekt zu verbünden – nicht nur, um dein Herz zu ertragen, sondern auch, um es zu retten. Du hast auf dieses Herz eingeredet, aber es hat nicht auf dich gehört. Mit dem Intellekt aber liess sich reden. Dein Herz erwarb nicht eine Wunde weniger, seitdem du dich mit dem Intellekt verbündet hast; aber die Wunden verheilen sauberer und rascher. Wenn du sprichst und in deiner Rede harte Stellen sind, dann ist es die Härte der Narben.»

IRONIE

Soweit ich dem jungen Intellektuellen riet, sich der Ironie zu verpflichten, war dies im Grunde ein Ratschlag an mich selbst:

«Denn der Witz bedeutet für mich einen Rettungsversuch. Ich setze mich kaum an einen Tisch ohne das Gefühl, er sei durchlöchert wie der Tisch im Aufnahmerraum einer Radiostation, auch wenn ein Tisch Tuch darüberliegt. Es verdeckt nur die Löcher, und die Löcher selbst verdecken mir den Abgrund, der zwischen zwei Tellern liegt. Kaum bin ich in Gesellschaft, sehe ich nichts als Risse um mich her, und da ich Angst habe, dass diese Risse sich weiten und ich plötzlich hinunterfalle, reisse ich sie selbst auf und springe gleichzeitig darüber – mit einem Witz. Sprächst du ernsthaft und offen von den Löchern, Rissen und Abgründen, würde das Zusammensein unerträglich. Also hüpfen und springen. Dabei musst du die andern ablenken, benutze die Pointe als Seil – wenn alle zuschauen, wie du das Seil in die Höhe wirfst, prüft dein Fuss bereits die Böschung, je breiter der Abgrund, umso mehr Kapriolen mit dem Seil, bevor du es wirfst; fällt es nieder, bist du drüber, und schauen sie zurück, sehen sie keinen Abgrund, das Loch ist mit Lachen gefüllt, und du setzt zum nächsten Sprung an.»

«Der junge Mann und die Unmöglichkeit der Gefühle» hatte ich zum Thema gewählt. Der junge Mann sollte in fortgeschrittenem Alter einem Protagonisten begegnen, der sich «der Immune» nannte: «Hätte er voll und ganz mitempfunden, was an einem einzigen Tag auf dieser Welt geschah, er wäre am Abend an seinen Gefühlen zerbrochen.»

Nun hätte mit meiner Anstellung dem, was man Karriere nennt, nichts im Weg gestanden. Wir sassen im Chefbüro einander gegenüber, *senior* und *junior editor*. Einmal mehr die Frage, was planen wir mit der Dezernernummer, wegen Weihnachten bürgerlich-traditionell eine Prachtausgabe, gar mit eingeklebten Vierfarben-Bildreproduktionen. Während der Chef telefonierte, sah ich in den Hinterhof hinunter. Fahrradgestelle und Kinderwagen. Mülleimer und ein Topf mit irgendwelchem Kräutergrünzeug. Die Redaktion war in einem älteren Mietshaus untergebracht. Da meinte der Seniorchef zwischen Themen-Ideen: Kein Zweifel, ich sei als sein Nachfolger vorgezogen. Ich war Anfang dreissig, mein Leben wäre mit dieser Offerte gelaufen, ich hätte es nur noch absitzen müssen. Nach fünfzehn Jahren, wenn ich Chef geworden wäre, würde ich, auf der anderen Seite des Schreibtisches, nicht über die linke Schulter, sondern über die rechte in den Hinterhof hinunterschauen, wo sich eben zwei Knaben um einen Fussball stritten und eine Frau Wäsche aushängte.

AUFBRUCH

Ich kündigte. Es musste etwas anderes geben als das, in dem ich daran war, mich einzurichten – zu viele Fragen waren zum Ungefragten noch nicht gestellt.

War nicht die Geburt ein erster Aufbruch und ein erstes Ankommen. Der Nabel die Markierung dafür, dass es mit einer Trennung begann. *Partir, c'est mourir un peu*. Wenn Weggehen «ein bisschen Sterben» bedeutet, fing ich mit ein bisschen Sterben an, mit einem ersten Sterben wohl, um sich an all die andern zu gewöhnen, die folgten, bis zum definitiven Ankommen beim Tod. Wenn aber jeder Aufbruch ein bisschen Sterben ist, nehme ich, wenn ich mich verabschiede, auch das (ein bisschen) Sterben der andern in Kauf. War das Risiko nicht schon mit meiner ersten Ankunft gegeben – die Geburt als eine Reise, die von mir nicht gebucht worden ist.

In den Menschen wie in Bildern lesen

Hermann Rorschach hat mit dem Rorschachtest nicht nur Psychiatrie und Psychologie bereichert

Von Sabine Richebächer

Hermann Rorschach war neben Eugen Bleuler, C. G. Jung und Ludwig Binswanger einer der meistgelesenen Schweizer Psychiater des 20. Jahrhunderts. Der nach ihm benannte Rorschachtest brachte seinem Schöpfer postumen Welt ruhm ein. Während die neue Testmethode die akademische Psychologie bis heute polarisiert, fanden die rätselhaften Fledermäuse, Schmetterlinge und schemenhaften Gestalten in die Alltagskultur Eingang.

Hermann Rorschach wurde am 8. November 1884 in Zürich, in der damaligen Vorstadt Wiedikon, geboren. Als er zwei Jahre alt war, zog die Familie nach Schaffhausen. Hermann war ein guter Schüler. Gegen Ende seiner Kantonsschulzeit wurde er in die Verbindung «Scaphusia» aufgenommen, deren Alben er mit signierten Illustrationen bereicherte und wo er, der spätere Erfinder des Tintenklecks-tests, von seinen Kameraden sinnigerweise den Übernamen «Klex» erhielt. Hermann Rorschach bestand die Abschlussprüfungen mit ausgezeichnetem Erfolg in allen Fächern – und sah sich vor ein Dilemma hinsichtlich seiner beruflichen Zukunft gestellt: Sollte er Kunst oder Naturwissenschaften studieren? Schliesslich entschied er sich für Medizin. «Ich will nie mehr (...) nur Bücher lesen, sondern Menschen», so schreibt der Student im dritten Semester an seine geliebte Schwester Anna. Und: «Am liebsten würde ich Irrenarzt.»

EINE PSYCHIATRISCHE REVOLUTION

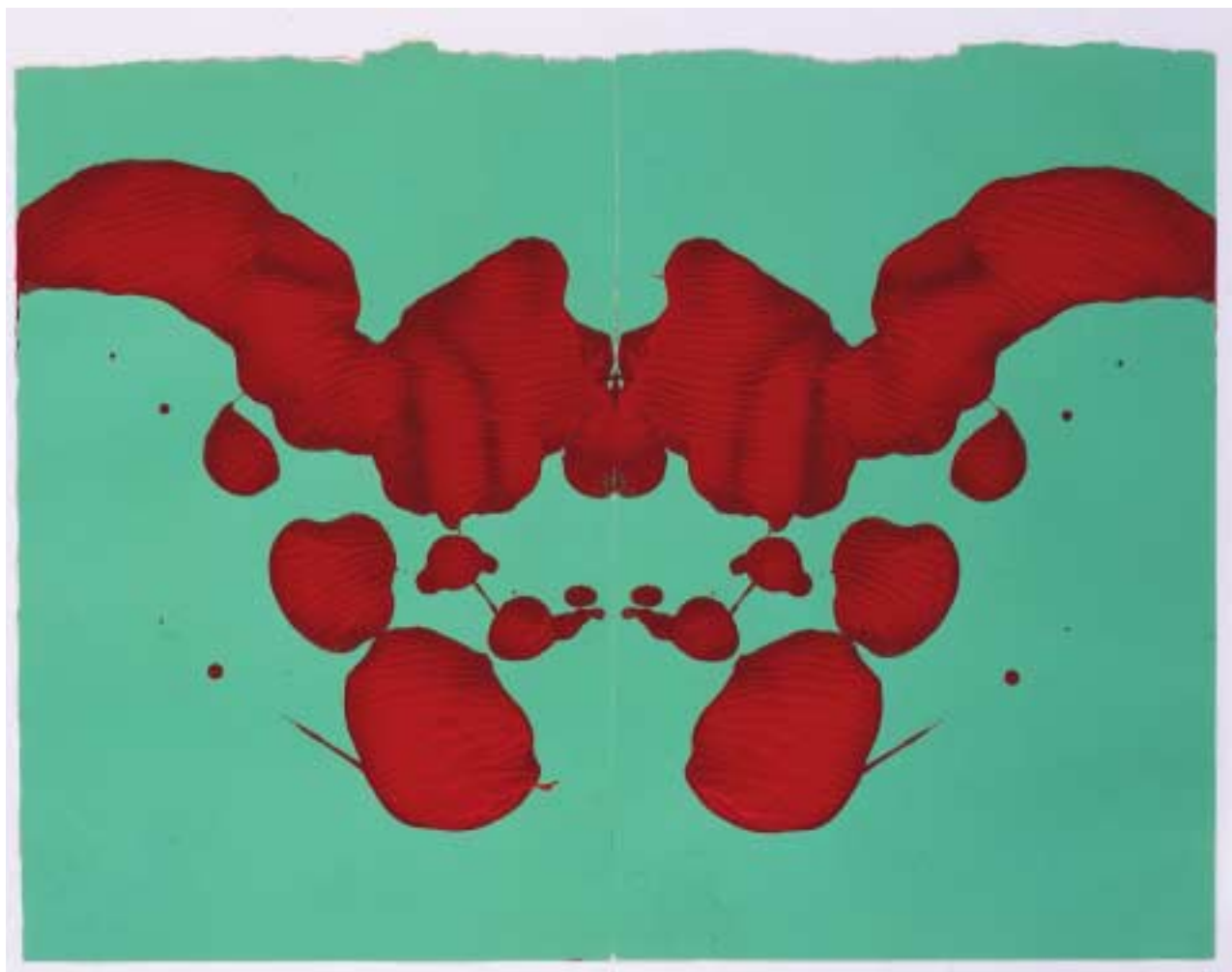
Zu Beginn des 20. Jahrhunderts ereignete sich an der Psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli in Zürich eine eigentliche psychiatrische Revolution. Klinikdirektor Eugen Bleuler ermunterte seine Ärzte, mit dem neuen, psychoanalytischen Gedankengut des Wiener Neurologen Sigmund Freud zu experimentieren. Man lernte die bisher unverständliche Rede schizophrener Patienten zu entziffern, und Sekundararzt C. G. Jung entwickelte eine Testmethode, um sogenannte Komplexe zu identifizieren. Auch Rorschach liess sich nachhaltig anregen in diesem lebendigen, kreativen Forschungsklima.

Nach dem Staatsexamen bewirbt Rorschach sich um eine Assistenzstelle an der Kantonalen Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen. Er plant, ernsthafte Forschung zu betreiben. Als Dissertationsthema wählt er «Reflexhalluzinationen und verwandte Erscheinungen» (1912). Anhand von Fallbeispielen untersucht Rorschach, wie Empfindungen aus einem Sinnesbereich in einen anderen übertragen werden, beispielsweise von einer Körperempfindung in eine optische Wahrnehmung oder umgekehrt. Daneben macht er erste Versuche mit Tintenklecksbildern an Patienten und vergleicht deren Resultate mit denjenigen des Jungschen Assoziationstests. Das Projekt wird jedoch fallengelassen zugunsten einer intensiven Beschäftigung mit der Psychoanalyse. Rorschach behandelte Patienten mit der Freudschen Methode und veröffentlicht Fallvignetten und Rezensionen im «Zentralblatt für Psychoanalyse». Ende 1913 reist er zusammen mit Ehefrau Olga Stempel, einer russischen Kollegin, nach Russland, um sich dort niederzulassen.

SCHON LEONARDO DA VINCI

Im Sommer 1914 ist Rorschach zurück in der Schweiz. Er arbeitet über ein Jahr an der Psychiatrischen Klinik Waldau bei Bern; 1915 übernimmt er die Stelle als Oberarzt an der Psychiatrischen Klinik Herisau. Er vertieft sich in Forschungen über das Sektewesen in der Schweiz, insbesondere über die Sektengründer Anton Unternährer, der 1823 in Luzerner Haft starb, und Johannes Binggeli, der die «Waldbruderschaft» ins Leben rief und viele Jahre in Münsterlingen interniert war. Im März 1919 wird Rorschach zum Vizepräsidenten der neugegründeten Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse (SGPsa) gewählt. Er stellt die Ergebnisse seiner Sektens Forschungen an mehreren Vereinsabenden vor. Ein Buch von vierhundert bis fünfhundert Seiten Umfang ist geplant – doch es sollte anders kommen.

Als der polnische Arzt Szymon Hens, ein Bleuler-Schüler, seine Doktorarbeit «Phantasieprüfungen mit formlosen Kleckschen bei Schulkindern, normalen Erwachsenen und Geisteskranken» 1917 veröffentlicht, legt Rorschach das Werk über die Sektens beiseite und beginnt mit wahren Feuereifer, seine Tintenklecksstudien voranzutreiben.



Andy Warhol: «Rorschach», 1984; rote Acrylfarbe auf grün bedrucktem Papier.

GRAPHISCHE SAMMLUNG DER ETH ZÜRICH

Einen der ältesten Hinweise auf ein psychologisches Interesse an Klecksbildern finden wir in Leonardo da Vincis «Trattato della Pittura», worin der Autor Künstlern rät, sich von zufälligen Flecken auf Mauern oder Gestein zu neuen Sehweisen und Kompositionen anregen zu lassen. Der deutsche Dichterarzt Justinus Kerner gab dem Verfahren im 19. Jahrhundert eine literarische Wendung, indem er zufällig auf Papier entstandene Tintenkleckse mit wenigen Federstrichen zu grotesken Tier- und Menschenbildern ergänzte und dazu Verse schmiedete, denen er Titel gab wie «Memento mori», «Hadesbilder», «Höllensbilder». Es komme nie das heraus, warnte er, was man erwartet habe.

Der französische Psychologe Alfred Binet (1857–1911) hat als Erster Tintenkleckse benutzt, um Vorstellungsvermögen und Phantasie reichum bei Kindern zu testen. Anders als seinen Vorläufern ging es Rorschach jedoch nicht um die Untersuchung einzelner Persönlichkeitsmerkmale, sondern um die Erfassung der Gesamtpersönlichkeit. Um das psychodiagnostische Potenzial von Klecksbildern systematisch zu erforschen, experimentierte er mit verschiedenen Bildern und Serien, wobei die Patienten und Angestellten der Klinik als Versuchspersonen dienten. Es ist ein offenes und lebendiges, dabei tastendes Vorgehen, an dem er Kollegen wie Emil Oberholzer, Georg Roemer und Walter Morgenthaler grosszügig teilnehmen liess. Für die Ausarbeitung der Tafeln, für Erprobung und Niederschrift benötigte Rorschach gut drei Jahre. Sein Hauptwerk mit dem umständlichen Titel «Psychodiagnostik. Methodik und Ergebnisse eines wahrnehmungsdiagnostischen Experiments (Deutenlassen von Zufallsformen)» erschien 1921.

KRITIK UND BOOM

Der Test bestand aus zehn Tafeln mit symmetrischen Tintenflecken, fünf in Schwarzweiss, fünf waren farbig. Sie wurden der Versuchsperson in einer bestimmten Reihenfolge vorgelegt, begleitet von der Standardfrage: «Was könnte das sein?» Das Vorgehen basierte auf dem Leitgedanken, dass Menschen sich bei der Interpretation von abstrakten Bildern von individuellen Vorerfahrungen, Wünschen und Gefühlen leiten lassen. Anders als beispielsweise Szymon Hens interessierte Rorschach sich nicht für den Inhalt der Antworten, sondern für das, was er «formale Kennzeichen» nannte. Ausschlaggebend für das Programm beziehungsweise die Diagnose des Probanden waren Anzahl und Verhältnis von Detail- und Ganzantworten; eine Rolle spielte auch, ob Farben und Bewegung wahrgenommen wurden und wie originell die Antworten und ihre jeweiligen Kombinationen ausfielen. Rorschach hatte, *avant la lettre*, das erste projektive psychodiagnostische Testverfahren entwickelt. Neun Monate nach der Publikation, am 2. April 1922, starb er im Alter von nur siebenunddreissig Jahren unerwartet an den Folgen einer Bauchfellentzündung.

Von der Fachwelt wurde das neue Testverfahren zögerlich aufgenommen. Ludwig Binswanger würdigte Rorschachs «naturwissenschaftliche Experimentierkunst» und sein «geniales Menschenverständnis». William Stern, der den Begriff des Intelligenzquotienten geprägt hat, äusserte vernichtende Kritik. Der Umschwung kam Mitte der dreissiger Jahre, als der Test in den USA «wieder-

entdeckt» wurde und bald – beidseits des Atlantiks – ein eigentlicher Rorschach-Boom zu zeichnen war. In jener testbegeisterten Atmosphäre entstanden mehrere Rorschach-Schulen mit eigenen Testvarianten sowie weitere projektive Testmethoden wie der «Thematic Apperception Test», kurz «TAT» (1935), oder der «Baumtest» nach Karl Koch (1949).

KUNST UND LITERATUR

Gleichzeitig sorgten die Rorschachschen Kleckse für Inspiration in Philosophie und Literatur, in Kunst und Alltagskultur. Beispielsweise erzählt Regisseur Robert Siodmak im Spielfilm «The Dark Mirror» (1946) die Geschichte eines Zwillingspaars, zweier junger Frauen, von denen eine ihren Arzt ermordet hat. Um die Täterin zu identifizieren, um die «gute» von der «schlechten» Schwester zu unterscheiden, wird der Rorschachtest eingesetzt; und auch in der visuellen Gestaltung des Films spielen Kleckselemente eine Rolle. Der französische Philosoph Michel Foucault war von der Rorschachschen Formdeutung eine Zeitlang derart fasziniert, dass er stets Klecksbilder auf sich trug, um Freunde zu «testen». Ernst Gombrich, Kunsthistoriker, bezeichnete die ubiquitäre Tendenz der frühen Menschen, Tierfiguren in den Sternenhimmel zu projizieren, als «Ur-Rorschach» (1959). Ray Bradbury, literarischer Meister des Vieldeutigen, schrieb eine wunderbare, seltsame Erzählung über den «Mann im Rorschach-Hemd» (1969).

Während projektive Testmethoden seit den sechziger Jahren wissenschaftlich und klinisch einiges an Bedeutung verloren haben, ist die inspirierende Qualität der Rorschachschen Formenwelt aus dem Bereich der bildenden Künste nicht mehr fortzudenken – von der Rorschach-Serie, die Andy Warhol 1984 auf riesigen, vier Meter hohen Leinwandformaten realisierte, bis hin zu den Arbeiten von jüngeren Künstlern wie Kerim Seiler oder Candice Breitz.

Sabine Richebächer lebt als Psychoanalytikerin und Autorin in Zürich. Im Jahr 2005 ist ihr Buch «Sabina Spielrein. Eine fast grausame Liebe zur Wissenschaft» im Dörlemann-Verlag, Zürich, erschienen.

Ulrich Koch

Freitags

Hunger, Feldweg, der an einer Blechhalle endet.

Im Schlepptau eines Pfluges Möwen über den Kippen der Deponie.

Betrunkene Bäume. Hügel, von Licht umbaut, von Schatten bewaldet

die Senken. Vor allen Haustüren Watte, frisch aus dem Schornstein

gefallen. Das Bett, die Hausschuhe darunter, wund gelaufen.

Gekühlte Speisen im Schrank. Haustiere, wie Behinderte sanft.

Die Haare der Abwesenden nachts im Gesicht.